

(Nachdruck verboten.)

4]

Die Schuldige.

Von E. Viebig.

Niemand da — alles still — alles leer — keine Hilfe, kein Beistand!

Mit dumpfem Stöhnen stellte sich Barbara auf die Füße, ein ungeheurer Schmerz durchfuhr sie jäh vom Kopf bis zu den Füßen und drohte ihren Leib in Stücke zu reißen. Eine namenlose Angst trieb ihr Herz zu rasendem Pochen und schnürte ihre Kehle zusammen; sie preßte die blutlosen Lippen fest auf einander, es hätte sich ihnen sonst ein Schrei der Verzweiflung und Qual entrunnen. Langsam, Schritt für Schritt wandte sie weiter.

Nun war die Dorfstraße erreicht. Der Schweiß lief ihr übers Gesicht. Mit zitternder Hand tastete sie sich an den Wänden der Häuser entlang — wie endlos die Straße, wie ewig weit das Armenhaus, drin die Katrein hauste!

Der Athem der wandelnden Gestalt leuchtete, es klang wie ein Aechzen durch die Stille; nun blieb sie stehen — wieder dieser ungeheuren jähe Schmerz und nun wieder und wieder, Barbara lehnte sich an die Mauer und stöhnte. Jetzt raffte sie die letzte Kraft zusammen — noch diese Gasse — noch diese Ecke — dort am äußersten Ende des Dorfes das kleine, halb zusammengesunkene Haus, abseits von den übrigen, das war's!

Mit einem Laut, halb Wimmern, halb Erlösung, brach sie vor den Stufen nieder, auf Händen und Füßen kroch sie hinan. Sie stieß mit der Faust gegen die Hüttenthür:

„Laut, macht uf, Laut Katrein, um Christi willen macht uf!“

Vange Minuten verstrichen, dann tönte von innen eine zitterige Stimme:

„Wän es eloa, bis Dau et, Barbe?“

„Jao, jao,“ das Mädchen ächzte, „macht — Jesses, macht — rasch!“

Die Thür ward vorsichtig geöffnet, ein runzliges, gebücktes Weib mit Triefaugen und Kropf leuchtete mit einem flackernden Dellämpchen heraus.

„Jeh Marie Jusep, Jesh Marie Jusep!“ Fast ließ die Alte das Lämpchen fallen. „Barbe, es et e su weib — Kömmer, Kömmer!“

„Doast mech rin!“ Barbara schob sich über die Schwelle; halb kroch sie, halb zog die Alte sie.

Die Thür fiel in's Schloß, der Riegel ward vorgeschoben.

Aber hinter dem verhängten Fensterchen der Hütte glomm matter Lichtschein die ganze Nacht, und als das Frühroth am Himmel flammte und unter Vogelgeschmetter der junge Tag über die Berge lugte, erklang drinnen in der elenden Stube der Armenhäuslerin der erste wimmernde Schrei eines Kindes.

Droben im Wald bei der Genosevahöhle spukte es. Das ganze Dorf wußte es, seit Wochen ging's dorten um. Die Kinder, die nach Kräutern und Weilsen sich tief im Dickicht verloren hatten, waren entsezt heimgelehrt. Es war nie recht gehener um die einsame Stätte gewesen, selten betrat ein Menschenfuß den schmalen, schwer erkennbaren Pfad, der zwischen Geröll und laum durchdringlichen Büschen den steilen Berghang hinaufführte. Nur der zierliche Huf des Rehs drückte sich in das weiche Moos, und in den zitternden Sonnenstrahlen, die den grünen Rasenleck vor der Höhle vergoldeten, wärmten sich schillernde Eidechsen. Heuer aber hatten die Dorfbuben, die den Wald durchstreiften, droben ein seltsames Singen gehört; dazwischen klang's wie Weinen einer Kinderstimme. Die stille Sommerluft trug die wunderbaren Laute an ihr Ohr, lauschend standen sie. Horch, wieder das Singen! Oder rauschten die Büsche nur so, oder murmelte der Quell, der den Hang hinunter plätscherte? Leise, gedämpft, wie aus der Tiefe der Erde kamen die Klänge! Mit aufgerissenen Augen, mit offenem Mund schlichen die Kinder näher, sich schiebend und drängend und einander beim Jackenärmel haltend.

Was war's? — Alles still.

In den Büschen wisperte der Wind, im Kraut raschelte eine Eidechse — hub, sie fuhren zusammen. Mit dornigem Arm langte der Brombeerstrauch nach dem Kettel des Vordersten, der Fuß glitschte auf dem feuchten Moos; zögernd standen sie.

Horch, horch, nun wieder Singen! Lallen eines feinen Stimmchens! — Die heilige Genoseva wiegte ihr Kind!

Zitternd vor Angst und Neugier schlichen die Buben näher — da — da — hinter dem Buschwerk, das wie ein schützender Wall den kleinen Plan umfing, an der Quelle, die dem Sandsteingekläst entsprang, sah man sie stehen, die Genoseva! Die Heilige! Den Lauschern sträubte sich das Haar. Sie stand im Eingang der Höhle, hinter ihr gähnte das Dunkel, um ihr Haupt woben sich Sonnenstrahlen; gleich einem Mantel von gesponnenem Gold floß das Haar um ihre Schultern — und nun hob sie das Gesicht, ein überirdischer Glanz ging von ihm aus, das Gras zu Füßen neigte sich, himmlisches Wehen säufelte durch die Bäume, ein Hallen und Tönen ging durch die Luft — die Kinder sahen nichts mehr.

Gleitend, stolpernd, sich überkugelnd, stürmten sie den Hang hinunter. Dornenzweige schlugen ihnen ins Gesicht, Facke und Hose rissen in Fetzen; bleich, athemlos, außer sich vor Entsetzen und Wichtigkeit kamen sie heim.

„Mer haon se gesehn, mer haon se gesehn, de heilig Genoseva! Se stand owen vor ihrer Höhl, en Heiligenschein uf em Kopp, de Hirschlub lag er ze Füßen, on Engelcher wiegten dat Rind; mer konnt de himmlische Muhlil heren — mer haon se gesehn!“

„Se haon se gesehn! De heilig Genoseva gieht om!“

Wie ein Lauffeuer durchflog's das Dorf; die Kinder wurden befragt und ausgehört, selbst der Herr Pfarrer ließ sich herbei, die Erzählung mit anzuhören. Da war kein Haus, in dem nicht von der wunderbaren Begebenheit die Rede war; zwei, drei Leute saßen nicht bei einander, ohne sich in die Ohren zu tuscheln: „Se gieht om, se haon se gesehn!“

Die alte Sage vom Ritter Siegfried auf Burg Ramstein ward wieder lebendig, der dem falschen Knechte sein Ohr lieh, sein unschuldiges Weib der Untreue zieh und von sich stieß, daß die arme Genoseva in der Höhle, tief im Wald, Zuflucht suchen mußte, dort ihr Kind mit Thränen herzte und mit der Milch der Hirschlub ernährte. Sie saß viele Jahre in dem dunklen Felsenloch. Ihr Gewand zerriß, sie hatte nichts zum Mantel als ihr goldenes Haar; aber zulezt ward sie heilig und die Engel setzten ihr eine Strahlenkrone auf's Haupt. Und nun hatten die Kinder sie gesehen.

„Jao, jao, ech glawen et wohl“, sprach die Katrein Holzer, die dertweilen als einzige Pfändnerin im halbverfallenen Armenhaus hockte, und nicht geheimnißvoll, daß ihr Kropf wackelte, „lao haon ech se schunn mannigmaol singen heren, wann ech erum gekraucht bin nach Holz on Beeren; ämer, ämer ech haon mech dao dervon gemaach on niemand neist verzählt. Et es net wohlgedahn, et es net wohlgedahn, wann mer doadrüwer reden duht, on gaor de Heilige siehn — dat ons Gott bewaohr!“ Sie schlug fromm ein Kreuz, und die Umstehenden schlugen rasch eins mit.

„Mech soll et wunnern“, die Alte blinzelte schen herum und ihr zahloser Mund flüsterte, „paßt uf, ech duhn net doafür kulantören, ob de Kömmer net verpilt haon; de Heilige läßt sech net ongestraft beluren — et es net wohlgedahn, et es net wohlgedahn!“

Die Katrein hatte so unrecht nicht. Fischer Matthes sein Bitter, der erste, der die Genoseva geschaut, ward auch nachher im Dorf den größten Mund gehabt, ward einige Tage danach u. u. Was ihm fehlte, wußte man nicht; er hatte es arg im Leib, und kein Essen war ihm bekömmlich. So sehr schlimm war es eigentlich nicht, aber der Bube hatte eine Höllenangst und schrie immer:

„Modder, Modder, et sein net de onreife Kerfchen, et es de Genoseva! Ech gän gestrost, ech haon mit de Jingren uf er gezeit!“

Und die Mutter heulte und rief die Gebenedeite und alle Nothhelfer; nur keinen Doktor.

„Wat soll hän sach hei? Dao hilft kein Medezin einholen, ons Pittchen muß doch stärmen!“

Da war kein Mensch in ganz Ehrang, der zur Genoseva-

Höhle gestiegen wäre. Einsam und gemieden lag sie inmitten dichten Waldes; der Kühne, der sich von Neugier getrieben ein Stück den Berghang hinaufwagte, hörte kein Singen mehr; es war verstummt. Die Kinder durchstreiften andere Gegenden, nur die alte Katrein, die Armenhäuslerin, trollte tagtäglich den Weg durch die enge Schlucht, von der es zur Höhe hinaufging. Sie brauchte sich nicht zu fürchten, sie war alt und lebensmüde, hatte nichts mehr auf dieser Welt zu verlieren. Seit ihres Bruders Sohnes Tochter, die blonde Barbara, die beim Pfalzebauern in Dienst gestanden, sich so plötzlich und über Nacht davon gemacht, hatte sie keine verwandte Seele im Dorf. Wo die Barbara nur hin war? Man hatte freilich beim Pfalzebauern auch nicht viel von der Magd gesehen, der Hof lag abseits, sie war nicht ins Dorf gekommen, aber wissen wollte man doch gern, wohin sie gegangen.

„Lao ronner haot se gemaach,“ sagte die Katrein auf alles Fragen, hob den runzligen Steckenarm und wies nach irgend einer Himmelsrichtung. „Se haot et saot gehatt, dat Songerlieben beim Pfalzebauer. Wat wissen ech? Wird schon einmal schreive laossen, dann duhn et Sich verzählen — o — a — ha, es dat en Läuwen!“

(Fortsetzung folgt.)

Sudermann's „Johannes“.

Im Direktionsbureau des „Deutschen Theaters“ las Hermann Sudermann einer kleinen Anzahl von Journalisten sein neuestes Drama „Johannes“ vor.

Manchem der Hörer wird die Vorlesung im Grunde überflüssig vorgekommen sein. Sie sollte ein Appell an die Öffentlichkeit sein; aber man hat sich an allerhand Verwunderliches gewöhnt, und kein Zensurverbot mag sonderlich überraschen.

Der Werth einer Dichtung wird besser beurtheilt, wenn man das Gedicht still für sich liest, als wenn man es in stundenlanger Vorlesung, die zur Ermüdung führt, auf sich wirken läßt. Darum wäre ein erschöpfendes Urtheil verfrüht, eh' noch das Drama „Johannes“ im Druck vorliegt. Was es als Bühnenkunstwerk taugt, wird nur auf der Bühne selber offenbar. Nur von ersten flüchtigen Eindrücken kann also hier die Rede sein.

Sudermann soll sein Drama vor vielen Jahren bereits geplant und entworfen haben. Es stellt sich ihm als sein reifstes dichterisches Bekenntniß dar. Ihn muß das Zensurverbot besonders hart erbittert haben. Was an dem „Johannes“ selbst ein orthodox-kirchliches Gemüth verletzen könnte, ist nach der Vorlesung wohl keinem der Hörer recht klar geworden. Das Drama ist zwar nicht aus tiefer Ekstase geboren, eher erscheint es wie das Werk eines Nationalisten: aber es kann beim inbrünstig Gläubigen selbst nicht anstoßen. Christus selbst, der kommende Erlöser, den Johannes ahnt und erst als Sterbender begreift, wird nicht auf die Bühne gebracht; und die biblischen Gestalten werden durchaus nicht zu Trägern modern-philosophischer Ideen oder modern-sozialer Anschauungen. Keine ethische Anwendung auf die Noth und Sehnsucht unserer Tage wird gewagt; kein kühner revoltirender Kampfton soll die elegische Stimmung stören, in der Johannes nach Sudermann's Absicht getaucht ist. An große Vorgänger dachte Sudermann, an Byron, Grillparzer (Egther), Hebbel (Holofernes und Judith), als er daran ging, die einfache, in großen Linien entworfenene biblische Erzählung durch reiche, mannigfach komplizierte psychologische Entwicklung zu einem neuen, dramatischen Gedicht zu gestalten. Nach dem ersten Eindruck, den das Drama macht, ist das Können trotz mancher geistvollen Einzelheiten hinter dem Wollen weit zurückgeblieben. So wenigstens ist meine Empfindung.

Wo Sudermann tiefste Entschlüsse, geheimstes Beh künden will, da versagt seine Kraft. Er ist kein Mann der schweren psychologischen Probleme; oft gemünte Theatererfahrung ersetzt ihm Hebbel'sche Grübeleien oder Grillparzer's sensiblen Zartinn. Das sündhafte Blut der Fürstentochter Salome begehrt nach der Liebe des Täufers Johannes; der heilige Rabbi weiß die Begehrliche zurück; verschmähte Liebe führt zu totem Haß, — ein beglaubigtes Rezept. Salome lechzt nach dem blutigen Haupt Johannes, in ihrer Gier durch die Mutter Herodias unterstützt, die vom Rabbi einstmals öffentlich als Bühlerin gebrandmarkt war, und das theatralische Gerüst ist zurecht gezimmert.

Woran des Täufers inneres Geschick sich erfüllt, hat Sudermann derart darzustellen versucht: Johannes, der Vorläufer, sah den Messias in anderer Gestalt, als er dem gemarterten, geknebelten Volke erschien. Ihm erschien der Erlöser wie ein freitbarer Held, ein König mit feurigem Schwert, der die Widersacher niederschlägt. Da muß Johannes von einem armen, einsältigen Galiläer sich belehren lassen, daß nicht die Könige zu den Bequälten als Erlöser kommen, daß der Nazarener das Gebot der Liebe über Gesetz und Opfer stelle und predige: Segnet, die Euch fluchen. Johannes erkennt das neue Licht, das von Galiläa kommt; das alte Gesetz konnte er wohl den Leuten nehmen; aber ihre sehnfüchtigen Seelen konnte er nicht mit neuem Heil erfüllen. Er predigte einen Messias, den er zu

spät erkannte. Darum brach er in sich zusammen, als der blutschänderische Herodes mit der übermüthigen Herodias den Tempel entweichte. Seine Jünger und das Volk erwarteten da von ihrem Meister die große, rächende That; schon ergreift Johannes den Stein wider den Tempelschänder, da berührt ihn ein Hauch des Galiläers, der Stein entsinkt der Hand, die sich zu strafen nicht vermessen soll. Das Volk aber murt über Verrath, denn es begreift nicht, was in der Seele seines Meisters vorgegangen ist. Reif ist Johannes und bereit zum Scheiden. Sterbend noch vernimmt er den Gruß des Galiläers, und während Herodes, der römische Legat und die Großen im Pallast noch tafeln, ertönt von draußen das tausendfache Hosannah, mit dem das Volk von Jerusalem den Einzug des Nazareners feiert. — Dies in wesentlichen Zügen der Gang von Sudermann's Drama. —

Der Premierminister frühstückt.¹⁾

Von Koloman Mikszath (Budapest).

Im Büffet des (ungarischen) Abgeordnetenhauses sieht man bloß zwei Tische mit weißen Tischtüchern gedeckt; die anderen Tische entbehren dieses Schmuckes: die gehören für die Demotraten. Da steht sogar Paprikaspeck unter Glasglocken. Speck unter Kristallglas! Entsetzliche Idee!

Das eine Tisch Tuch ist bedeutend weißer als das andere; da steht auch eine Flasche Sherry, ein leerer Teller zur Aufnahme von Schinkenschnitten und Sandwich bestimmt, dann noch ein kleiner Teller mit feinen Bonbons. Auch ein Sessel steht dort in Bereitschaft, während die anderen Stühle absichtlich beiseite geschoben sind, damit sich ja niemand dorthin setze.

Die eintretenden Mameluken (Abgeordnete, die zur Regierungspartei gehören) blicken voll Andacht auf diesen Tisch, und — um zu beweisen, wie sehr sie in die Staatsgeschäfte eingeweiht sind — murmeln sie ehrfurchtsvoll: „Der Premierminister hat noch nicht frühstückt.“

Neue Mameluken kommen und deuten auf den Tisch hin: „Hier wird der Premierminister frühstücken.“

Herr v. B., der Ober-Mameluk, tritt ein. Er setzt sich gerade dorthin, und wie er seinen Ellbogen auf den Tisch stützt, klirren die Gläser und die Teller aneinander, als wollten sie sagen: „Der Minister wird gleich da sein.“

Herr v. B., der Ober-Mameluk, bemerkt es auch und bittet sich selbst um Verzeihung: „Pardon! Hier wird ja der Minister frühstücken.“

Er springt auf und versüßt sich an den Nachbartisch, wo das Tisch Tuch nicht ganz so schneeweiß ist, und wo verschiedene Abgeordnete je nach ihrer Parteilstellung Schinken, Speck, Rothwein oder Sherry konsumiren.

„Ich habe die Tische verwechselt“, spricht Herr v. B. — „diese verdamnte Kurzsichtigkeit —“

„Verdamme sie nicht“, sagt einer von der Regierungspartei; „ihr verdankt Du ja Deine Stellung als unser Präsident.“

„Nun ja, aber jetzt hatte ich mich hingeseht, wo —“

„— wo der Premierminister frühstücken wird.“

„Und diese Bonbons!“ rief einer von der äußersten Linken.

„Als noch der K. J. Minister war, der rauchte immer nur „Kurze“ (eine Zigarrensorte), das Stück zu zwei Kreuzer.“

„Und ließ sich täglich von einem anderen zum Frühstück einladen — zur Schonung der Staatskasse.“

„Jetzt ist das Zeitalter der „Zuckerkn!“ höhnte der Linke. „Den Steuerzahlern sollte man Bonbons geben, und denen, die die Steuern vorschreiben — Arsenik!“

„Ist das etwa Dein Programm?“

„Auf grund desselben wurde ich gewählt“, erwiderte der Linke. In diesem Augenblicke betritt der Minister die Buffeträume. Lautlose Stille. Der weiche Teppich verschlingt das Geräusch seiner Tritte und flüsterte leise: „Seine Excellenz kommen zu frühstücken.“

Die Lippen der Mameluken verziehen sich zu einem freundlich-huldigen Lächeln, vom Antlitz der „äußersten Linken“ verschwindet der Makkontenten-Ausdruck, — der Sonne Strahlen dringen durch das Fenster ein, — alles ist ausgeheitert, — die blauen Augen der Hebe am Büffet leuchten in verführerischem Glanze, — die Butter beginnt sanft zu schmelzen, — die Käse und die Heringe hauchen einen eigenthümlich-pitanten Duft aus, — alles und alles ist so feierlich gestimmt, denn der Herr Premierminister wird frühstücken.

Seine Excellenz setzen sich nieder, und man hört den Sessel krachen, als wollte er sich für die hohe Auszeichnung bedanken.

Es wird Seiner Excellenz ein Schinken aufgetischt. Schade, daß es kein retrogrades Leben giebt, sonst würden die irdischen Ueberreste des betreffenden Vorstenthiers gewiß auch durchdrungen sein —

Der Minister ist wenig, aber elegant. Das Messer und die Gabel begegnen sich mit einer gewissen Vornehmheit.

Den ersten Bissen beschnuppelt er mit einem Schluck Wein; dann

¹⁾ Aus: „Futimes aus dem Menschenleben.“ Von Koloman Mikszath. Deutsch von Josef Julian Graf Jamoysti. Leipzig. Georg Heinrich Meyer. —

nach ein Bissen und noch einer, — dann wieder ein Schluck Wein. — Ah! Seine Exzellenz sind bei Appetit!

Indes geht drinnen im Sitzungssaale alles rascher vom Fleck: die Redner kürzen ihre Reden, — wozu sollten sie auch so viel reden? — es führt doch zu keinem Resultate; und wenn sie immer und immer wiederholen wollten, daß das arme Volk der drückenden Steuerlast zu erliegen droht, — es ist ja niemand im Saale, der sich darüber ärgern könnte, — denn der Minister frühstückt ja.

Die Thüren des Buffets stehen offen, man sieht hinaus und herein.

Da gehen eben draußen im Gange zwei Abgeordnete aus Siebenbürgen betäubt einher; sie besprechen die massenhafte Auswanderung aus dem Eszler-Lande: „Entsetzliche Zustände das! Die armen Leute verhungern ja!“

„Pfi! Nicht so laut! Der Herr Premierminister frühstückt!“ —

Kleines Aenidekon.

— Die „Bekehrung“ der Indier. Man schreibt der „Frankf. Zeitung“: Mit der „Heiden-Mission in Indien“ scheint es sehr zu haben — wenigstens ist das aus einem Preis-Ausschreiben zu schließen, welches soeben von der Sächsischen Missions-Konferenz in Verbindung mit der Niederergergebirgischen Prediger-Konferenz erlassen worden ist. Es ist ein Preis von tausend Mark für eine wissenschaftliche Abhandlung folgenden Inhalts ausgesetzt: Darstellung der religiösen und philosophischen Grundanschauungen der Indier nach den Vedas, Upanishads, und der Brahmanischen (besonders Vedanta) Philosophie, sowie Beurtheilung derselben vom christlichen Standpunkte aus. Veranlaßt ist das Ausschreiben u. a. durch die Beobachtung, daß in dem durch die Mission in Indien hervorgerufenen geistigen Kampfe die gebildeten Indier zwar die Volksreligion preisgeben bereit sind, aber sich um so zäher an die in den Vedas, dem Vedanta und der Bhagavadgita enthaltene, arische Urreligion anklammern und sich und andere in dem Wahne zu bestärken suchen, daß in dieser Urreligion auch die Grundgedanken des Christenthums enthalten seien, und ferner durch die in der indischen Tagespresse immer wieder auftauchende Behauptung, daß dieser Standpunkt der Indier durch die Arbeiten europäischer Forscher bestätigt werde (was nebenbei bemerkt, der Wahrheit vollkommen entspricht!). Das Preis-Ausschreiben wird kaum die den Herren Pastoren unerwünschte Entwicklung aufhalten, die Schopenhauer vor mehr als 40 Jahren in seinen bekannten Versen vorahnend prophezeit hat. Daß es für die Missionäre sehr peinlich ist, in der indischen Presse beständig zu lesen, wie begeistert sich die ersten europäischen Forscher über die indische Religion und Philosophie aussprechen — wer möchte das bezweifeln. Aber ist es nicht ein Aind, daß jahraus jahrein Missionare zu einem Volke gehen, das einer der ersten Forscher unseres Jahrhunderts „a nation of philosophers“ genannt hat — um diese „Heiden“ zu bekehren? Vielleicht ist der „Niederergergebirgischen Prediger-Konferenz“ noch einmal der Schmerz beschieden, indische Missionare in Europa eine erfolgreiche Missionsthätigkeit entwickeln zu sehen, wie das in Amerika längst der Fall ist. —

ie. Ueber Frauenvereine in China spricht ein Mitarbeiter der Pariser Zeitschrift „Anthropologie“. Diese Vereine haben keinen anderen Zweck, als sich gegen die in der Ehe über die chinesische Frau verhängte Tyrannei anzulehnen. Obgleich von einigen Seiten immer wieder behauptet wird, daß es der chinesischen Frau im allgemeinen gar nicht schlecht gehe, so ist es doch eine Thatsache, daß nach den seit Jahrhunderten in China geltenden Gesetzen des Konfucius der Frau so gut wie gar keine Rechte dem Manne gegenüber zugestanden werden. Deshalb sind Selbstmorde unter den verheiratheten Frauen in China eine häufige Erscheinung, außerdem haben sich aber zahlreiche Vereine junger Mädchen gebildet, welche ihre Mitglieder beim Eintritt eiblich darauf verpflichten, niemals eine Ehe einzugehen, sondern lieber freiwillig zu sterben. Infolge dieser Vereine sollen in letzter Zeit in der chinesischen Stadt Canton so zahlreiche Selbstmorde junger Mädchen vorgekommen sein, daß die chinesische Polizei dazu geschritten ist, derartige Vereine zu verbieten. —

Theater.

— Den Rollen-Record unter den Schauspielern kann, so wird aus London geschrieben, gewiß Mr. Charles Magilton in Anspruch nehmen, der seit achtzehn Jahren in der Provinz mit einer Gesellschaft und einem einzigen Stücke reist. „Round the Clock“ heißt das Stück, in welchem Mr. Magilton seit 1869 ein und dieselbe Rolle 5480 Mal gespielt hat, ohne darüber blödsinnig zu werden. —

Erziehung und Unterricht.

— Das medizinische Institut für Frauen in Petersburg wird im nächsten Monat mit 160 Zuhörerinnen eröffnet werden. Sonderbar ist, daß die Schülerinnen neben den üblichen Lehrgegenständen, Anatomie, Physiologie, Chemie, Botanik und Zoologie, sich auch verpflichten müssen, während des ersten Halbjahres Vorlesungen über dogmatische Theologie zu hören. —

Kulturhistorisches.

— Vom „Saufuse!“ Am Hofe des Herzogs Bogislaw X. von Pommern, der, ein Kiese von Gestalt, selbst schreckbar trinken

und ebenso fürchterlich essen konnte, lebte 1490 ein Edelmann, Werner v. Schulenburg, der es ihm in beiden noch zuvorthat. Er speiste in kurzer Zeit allein einen ganzen gebratenen Ochsen auf, als einen Kessel voll gesottener Fische auf einem Sige aus und leerte dabei ein Faß Wein und zum Schlaftrunk sechs Schleiffannen Bier. Als Winrich von Kniprode im Jahre 1551 zum Hochmeister des Deutschen Ordens gewählt wurde, mußte beim Ehrenmale jeder Gast ein silbernes Becken, das acht Falschen Wein enthielt, auf einen Anfaß leeren. Weit v. Bassenheim trank es dreimal aus und wurde dafür Schloßhauptmann. Der bekannte Dichter Coban Hesse in Wittenberg trank während einer einzigen Sitzung einen Eimer Danziger Bier aus. Auf Erlaubniß seines Herzogs holte sich Dionis v. Kleist, Schloßhauptmann zu Kolbah in Pommern, seinen Schlaftrunk, bestehend aus drei Tonnen Bier, selbst aus dem Keller. Mit jeder Hand faßte er eine Tonne beim Spunde, und eine halbe nahm er unter jeden Arm. Am Hofe Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen hatte der österreichische Gesandte 1646 einen Mann bei sich, der entsetzlich trinken konnte und unüberwindlich schien. Es galt jetzt, einen sächsischen Zecher zu finden, der die Ehre seiner Landsleute retten sollte und sich dann auch in der Person Christoph Kowig's aus Finsterwalde fand, welcher 22 Maß Bier in kurzen Absätzen in sich hineingop. Dem österreichischen Trinker war dies doch zu toll, und entsezt zurückweichend sagte er: „Der hat den Teufel mit Saufen!“ In Franken herrschte noch im vorigen Jahrhundert der Brauch, daß, wenn eine Gesellschaft fröhlich zusammen gespeist und gezecht hatte, die Pistolen geladen mit Wein angefüllt, der Hahn gespannt, ausgetrunken und dann zum Fenster hinaus nach einer Scheibe geschossen wurde. Wecher, aus denen während des Gesundheitsstrinkens sechsmal mit einem Pistol gefeuert werden konnte, verfertigte noch 1750 der berühmte Künstler Wilhelm Hahn zu Schweinfurt. Zuletzt sei des „Fünfbouteillenmannes“ in Bischofsheim gedacht, dessen Portrait noch im dortigen Wirthshause aufgehängt ist. Er starb 1801, zweundneunzig Jahre alt. Dieser Fünfbouteillenmann, wie er weit und breit hieß, besuchte das Wirthshaus alltäglich zwanzig Jahre lang und ging nie aus demselben, ohne fünf Flaschen Wein getrunken zu haben, was, wie auf seinem Portrait verzeichnet ist, zusammen nicht weniger als 85 609 Bouteillen oder 75 Pigen betrug. —

Archäologisches.

— Archäologische Funde. Außer dem deutsch-archäologischen Institut in Athen führte auch die französische Schule Ausgrabungen in Delphi aus; ihr Hauptfund war die Broncestatue des Wagenlenkers und Freilegung des Stadions. Die englische Schule grub am Pissos und deckte ein griechisches und ein römisches Gebäude auf. Auf Salamis fand man in Ampelati den Rest der Grabchrift der bei Salamis gefallenen Korinther. In Patras fand man eine Statuette der Parthenos des Phidias und ein großes Mosaik. In Mylenä grub der Grieche Tumas und fand eine Grabstele und einen bemalten Kopf aus altmykenischer Zeit. Die amerikanisch-archäologische Gesellschaft arbeitete in Korinth ziemlich erfolglos, mehr Glück hatte der deutsche Archäologe Hiller v. Gärtringen in Thera, wo er viele Inschriften fand. In Ephesus wurde von den Oesterreichern fast der ganze Stadtplan der alten Stadt ermittelt, das Theater, ein Gymnasium mit Marmorfußboden, ferner die marmornen Dual-Anlagen des römischen Hafens. Auch Bronze- und Marmorstatuen wurden gefunden, darunter ein sehr künstlerisch ausgeführter Athlet in Bronze. In Pergamon wurden durch den Ingenieur Siebeler Wasserkammern aus der Königszeit und ein schönes Relief aus derselben Zeit gefunden. —

— Das Parthenon vom Einsturz bedroht. Wie der „Tempo“ meldet, droht dem Parthenon, dem Tempel der jungfräulichen Athene, welche unter Perikles von den Architekten Iktinos und Kallikrates auf der Akropolis von Athen in den Jahren 454–438 v. Chr. erbaut wurde, der Einsturz. Was die vor 200 Jahren erfolgte Pulver-Explosion (1687) noch von dem herrlichen Tempel übrig gelassen, scheint nun durch die wiederholten Erdbeben und den 2400jährigen zerstörenden Einfluß der Witterung dem Einsturze nahe. Eine der vollkommensten Schöpfungen des dorischen Stils geht so dem vollständigen Verfall entgegen. —

Physiologisches.

b. Doppelpfindungen, d. h. das Auftreten einer Empfindung zugleich mit einer anders gearteten, sind im allgemeinen selten; relativ am häufigsten kommt das sogen. Farbengehör vor, wobei in Verbindung mit einer Schallempfindung jedes Mal auch die Empfindung einer bestimmten Farbe auftritt. Daß dieselbe Erscheinung aber auch mit Geruchs- und Geschmacks-Empfindungen verbunden ist, ist viel seltener. Daher erregen solche Fälle stets ein besonderes Interesse. Professor Hilbert theilt soeben in den „Klinischen Monatsblättern für Augenheilkunde“ einen Fall von Farben Geschmack, wie man wohl sagen kann, mit, der dadurch besonders interessant ist, daß er auf einen einzigen Stoff, auf den Geschmack von Milch, beschränkt ist. Es handelt sich um die siebenjährige Tochter des Prof. Hilbert, die beim Genusse guter Milch stets zugleich die Empfindung des Gelb hat; hat die Milch einen unangenehmen Geschmack, so tritt die Empfindung des Braun, bei sehr unangenehmen Geschmack die von Grau bis Schwarz auf; im letzteren Fall ist die Milch für das Kind ungenießbar. Hat die Milch einen süßlichen Geschmack, so tritt die Mitempfindung von

Gellblau, bei entschieden süßem Geschmack der von Dunkelblau an. Zu erwähnen ist noch, daß Vater und Geschwister des Kindes niemals die geringste Spur von Doppelpfindungen gezeigt haben; dagegen hat die Mutter in ihrer Jugend ebenfalls die Doppelpfindung des Farbengeschmackes gehabt. Wahrscheinlich werden also auch bei ihrer Tochter die gegenwärtig noch sehr lebhaften Doppelpfindungen allmählig verblasen und schließlich wohl ganz verschwinden. —

Aus dem Thierleben.

— Zählt der Sperling unter die schädlichen Thiere? Aus London wird geschrieben: Das Verdammungs-urtheil, das die Vogelkundigen Mr. Tegetmeyer und Miß Ormerod jüngst in einer Flugschrift über den Sperling gesprochen haben, wird von anderen englischen Autoritäten nicht getheilt. Curtis sagt in seinem Buche über die Farm-Insekten, daß die Sperlinge so gierig Maiskörner fressen, daß sie nicht mehr fliegen können. Der Naturforscher Wood berechnet, daß die Sperlinge jährlich 384 Billionen Insekten in England vertilgen, und Morris schätzt die Zahl sogar auf 7 Trillionen. Unter einem Sperlingsnest sammelte man 1400 Insektenflügel. —

6. Kannibalismus im Thierreiche. Es ist eine merkwürdige Erscheinung im Thierreiche, daß manche Organismen, die sich gewöhnlich nur von Pflanzenkost nähren, zuweilen aus ihren vegetarischen Gewohnheiten ganz herausfallen. Jeder Besitzer eines Gemüsegartens setzt doch gewiß nicht den geringsten Zweifel darin, daß die Schnecken vorzugsweise von Pflanzenkost leben, denn diese Thatsache wird genugsam durch die Zerstörung bewiesen, welche diese Thiere im Salat und im Kohl anrichten. Das hindert aber nicht, daß die Schnecken zuweilen geradezu erpichte Fleischfresser werden. Wenn man ihnen kleine Fleischstücke darbietet, so werden diese bald verzehrt; man hat auch, B. einmal zwei Schnecken in der Erde eines Gartens auf dem Leichnam einer Feldmaus gefunden, an dem sie eifrig fraßen. Das merkwürdigste aber ist, daß die Schnecken mitunter soweit geht, sie zu einem echten Kannibalismus zu verleiten. Wenn man einige Schnecken nimmt, in mehrere Stücke schneidet und sie dann des Abends an einen schneckenreichen Ort legt, so kann man ziemlich sicher sein, sie in der Frühe des nächsten Morgens, oder nach einem Regenguß eventuell auch früher, mit Schnecken besetzt zu finden, welche sich die Ueberreste ihrer Geschwister zu Gemüthe führen. —

Physikalisches.

— Ein absolutes Vacuum war bisher nicht zu erhalten; die mit Quecksilber abgesperrten Räume der zur Zeit vollständigsten luftleeren Behälter enthalten naturgemäß Quecksilberdämpfe. Professor Elmer Gates in Washington hat nun eine originelle Methode erdacht, ein solches Vacuum zu erlangen. Er füllt eine Röhre aus sehr schwer schmelzbarem Glase mit leicht schmelzbarem Glase, saugt den größten Theil des letzteren heraus und läßt den Rest als luftdichten Verschuß darin erstarren. Jedes Luft eindringen würde auf diese Weise verhütet, und man könnte nun endlich die lang gesuchten Versuche über das Verhalten der Elektrizität im absolut leeren Raum anstellen. —

Technisches.

— Eine neue Anwendung des Erdöls. Eine interessante neue Verwerthung des Erdöls oder vielmehr der hochfließenden, zu Heizungs Zwecken benutzten, sehr billigen Destillationsrückstände desselben hat, wie der „Prometheus“ mittheilt, die Pennsylvania Railroad Co. eingeführt und damit gleichzeitig einen Uebelstand beseitigt, der sich dem Reisenden in Amerika noch viel stärker fühlbar macht, als in Europa, nämlich die Staubplage. Andauerndes Fahren auf der Eisenbahn ist bekanntlich stets mit starker Belästigung durch Staub verbunden. Geradezu entsetzlich aber wird diese Plage in den Vereinigten Staaten, deren extreme klimatische Verhältnisse es mit sich bringen, daß zwischen andauernden Regen-Perioden noch viel längere Perioden außerordentlicher Trockenheit liegen. Während der Sommermonate fällt in vielen Theilen von Nordamerika überhaupt kein Regen. Es ist daher begreiflich, daß der Erdboden stärker und auf größere Tiefe ausgehörrt wird, als bei uns, und daher in höherem Maße geneigt ist, durch die Erschütterung fahrender Eisenbahnwagen gewaltige Staubwolken aufzuwirbeln, welche so fein sind, daß selbst der in Amerika allgemein übliche doppelte Verschuß der Fenster ihr Eindringen in die Wagen nicht zu verhindern vermag. Bedenkt man endlich, daß die Entfernungen in Amerika viel größer sind, als bei uns, so kann man sich vorstellen, in welchen Zustand die Reisenden nach andauernden Eisenbahnfahrten gerathen.

In Städten, deren Straßen an starker Staubbildung leiden, besteht bekanntlich die nützliche, aber auch sehr kostspielige Einrichtung der Sprengwagen, welche die Straßen feucht erhalten und damit das Aufwirbeln des Staubes verhindern. Eine Eisenbahnlinie kann sich natürlich nicht desselben Hilfsmittels bedienen, weil die Feuchtigkeit längst verdunstet sein würde, bis ein neuer Zug die Strecke befährt. Aus diesem Grunde ist die Pennsylvania-Eisenbahngesellschaft auf den Gedanken gekommen, ihre Linien statt mit Wasser mit dem schwer verdampfenden Petroleumrückstand zu besprengen. Wenn auch ein Theil desselben allmählig sich verflüchtigt, so bleibt doch der Rest in Form eines lebrigen Peches zurück, welches die Staubtheilchen zu schweren Klumpen ver-

einigt und so ihre Aufwirbelung verhindert. Es hat sich gezeigt, daß die Besprengung der Linien bloß etwa zweimal im Jahre wiederholt zu werden braucht, und es ist anzunehmen, daß mit der Zeit sich eine förmliche Asphalttschicht bilden wird, welche jede Besprengung überflüssig macht. Die Besprengung wird ausgeführt durch einen besonders dazu konstruirten Wagen, welcher an eine Lokomotive angehängt wird und so eingerichtet ist, daß das in einem Reservoir enthaltene Del durch Druckluft auf das feinste zerstäubt und über die ganze Linie gleichmäßig vertheilt wird. Es scheint, daß die anderen Eisenbahnlinsen Amerika's die neue Erfindung bei sich einzuführen beabsichtigen, es wird sich alsdann ein vermutlich recht bedeutendes neues Absatzgebiet für derartige Delrückstände ergeben. —

Humoristisches.

— Vom „Amts-Schimmel“. Im „Figaro“ spottet Alfred Capus: „Der Oberbeamte im Forstbureau: „Was sagt der Morgenrapport?“ (Er liest.) „Um! Um! Der Wald von Fontainebleau brennt!“ — Der Unterbeamte: „So ist es!“ — Der Oberbeamte (streng): „Wer hat sich erlaubt, diesen Auftrag zu geben?“ — Der Unterbeamte (zitternd): „Niemand, das Feuer ist zufällig entstanden.“ — Der Oberbeamte: „Was Sie zusammenreden! Ist es sicher nicht höherer Auftrag?“ — Der Unterbeamte (stammelnd): „Nein, nein, ganz zufällig.“ — Der Oberbeamte (beruhigt): „Dann muß man den Minister verständigen.“ — Der Unterbeamte (freudig): „Ganz meine Ansicht.“ — Der Oberbeamte: „Schicken Sie sofort einen Inspektor hin. Wenn ich morgen in der Frühe ins Bureau komme, will ich einen ausführlichen Bericht über die Entstehungursache des Brandes, dann wie groß die Brandfläche ist und ganz genau, wieviel Bäume verbrannt sind.“ — Der Unterbeamte: „Gut.“ — Der Oberbeamte: „Den Bericht muß man dem Herrn Sektionschef übermitteln, und der wird ihn dem Minister zur Kenntniß bringen.“ — Der Unterbeamte: „Das ist der regelrechte Instanzenweg.“ — Der Oberbeamte: „Dann wird sich der Minister-rath versammeln, und man wird sich schon darüber klar werden, ob man die Ausbreitung des Brandes zulassen darf oder ob man im Gegenfalle etwa andere Maßregeln anwenden muß.“ —

— Bei einem Maskenball begehrten zwei nicht kostümirte Damen Einlaß. „Was stellen Sie vor?“ fragte der Portier. „Wir haben keine Kostüme.“ — „Zwei Damen ohne irgend ein Kostüm!“ meldete der Portier mit Donnerstimme, als er die Saalthüre öffnete. —

Vermischtes vom Tage.

— In Bujakow, Kreis Zabrze, ist der Typhus ebenfalls aufgetreten. —

— Kitzingen, 19. August. Das gestrige Feuer in der H. Gellermann'schen Weinhandlung in Dettelsbach entstand beim Abfüllen von Spiritus; derselbe gerieth in Brand und explodirte. Fünf Personen ließen brennend und hilferufend auf die Straße. Drei derselben sind ihren Wunden erlegen, zwei liegen lebensgefährlich darnieder. Die Frau eines Arztes wurde vor Schreck über den Anblick der brennenden Personen vom Schlage getroffen und war sofort todt. —

— „Theosophen“-Kongreß. In München findet am 3. September eine Generalversammlung der deutsch-redenden „Theosophen“ aller Länder statt; die Theosophische Gesellschaft in Deutschland soll neu organisiert werden. — Wird Herr Theodor Reuß auch theilnehmen? —

— Die Bewohner des Ortes Hof an der March in Nieder-Oesterreich ersuchen die Regierung, der Staat möge ihren Beschäftigen. Sie wollen alle ohne Ausnahme auswandern. Der Ort wird seit Jahren regelmäßig von der Donau überschwemmt. Feuer war er wieder tagelang durch Hochwasser von der ganzen übrigen Welt abgeschnitten. —

— Domela Nieuwenhuis verunglückte in Silversum bei Scheveningen auf dem Zweirad; er hat eine schwere Kopfwunde davongetragen. —

— In der Nähe von St. Gaudenz (Südfrankreich) wurde ein Gefährt mit vier Insassen vom Schnellzug erfasst. Alle vier Personen wurden getödtet. Die Leiche einer Frau und ein Wagenrad wurden zwischen die Puffer der Maschine geklemmt, und so fuhr der Zug im Bahnhofe von St. Gaudenz ein. —

— Der dreimastige französische Dampfer „Ville de Malaga“ ist am letzten Sonnabend bei dem Caslet-Felsen bei Alderney gescheitert. Er rannte gegen den Pommerfelsen. Drei Minuten später ging das Schiff unter. Die Besatzung hielt sich an den Schiffstrümmern oder versuchte auf die Felsen zu klettern. Zum Glück bemerkten die Wächter des Caslet-Leuchthurmes das Schiffunglück und telegraphirten nach Alderney. Von dort wurde der Dampfer „Courier“ zur Hilfe ausgesandt. Dieser fischte 10 Männer und eine Frau auf. Das Fischerboot „Manflower“ rettete weitere 4 Seelente. 6 Matrosen sind ertrunken. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 22. August.